



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

8282



bb 37

8282 66 37.

Getreuer Bericht

über die

Kolonieverhältnisse in Brasilien

zur

Warnung vor leichtsinniger Auswanderung

und zur

Belehrung für jene, die dennoch auswandern wollen.

Von

einem deutschen Pfarrer

in

Südbrasilien.

Innsbruck.

Verlag der Wagner'schen Buchhandlung

1861.



Druck der Wagner'schen Buchdruckerei.

V o r r e d e.

Daß Tirol alljährlich einen beträchtlichen Ueberschuß seiner Bevölkerung auf ausländischen Erwerb entsenden muß, und daß Einzelne in fremden Ländern, ja selbst in fernen Welttheilen eine neue Heimath suchten, ist seit alter Zeit schon vorgekommen; aber erst seit vier Jahren wurden gemeinsame Auswanderungsversuche nach verschiedenen Punkten von Südamerika unternommen. Bekannt ist es, mit welcher überstürzender Hast namentlich der erste und zweite dieser Versuche vor sich ging, und wie es fast den Anschein gewann, als sollte das geringe Auswanderungsbedürfniß fast in eine um sich greifende Auswanderungsmuth ausarten. Eben so bekannt ist aber auch, wie niederschlagend manche Berichte der Ausgewanderten lauteten, so daß endlich die fast krankhafte Ueberspannung ruhiger Ueberlegung Platz machen mußte.

Doch noch immer fehlt es nicht an solchen, die aus den mitunter sehr widersprechenden Nachrichten nur diejenigen sich herausuchen, welche zu ihren vorgefaßten Meinungen passen, oder die mit erstaunlicher Leichtgläubigkeit sich auf jene Büchlein verlassen, welche von ausländischen Agenten zur Verlockung der Auswanderungslustigen verbreitet werden. Ja es gibt sogar manche, welche sich vorspiegeln, als würden von Amtswegen ungünstige Berichte förmlich bestellt, die günstigen dagegen unterdrückt!

Alle diesen Vorurtheilen treten wir durch nachfolgenden Bericht entgegen, der von ebenso sachkundiger als vollkommen

glaubwürdiger Seite herkommend, ganz geeignet ist, überspannte Vorstellungen gründlich abzukühlen, vor leichtsinniger Auswanderung zu warnen, jenen aber, die durch ihre Umstände zu solchem Schritte fast gezwungen sind, die nöthigen Aufschlüsse und Belehrungen zu ertheilen. Möchte darum jeder, der an Auswanderung, namentlich nach Brasilien denkt, vorerst in diesem Büchlein sich genau umsehen und alles was darin steht — nicht bloß das Lockende, sondern noch mehr das Abschreckende — wohl erwägen. Gewiß werden dann gar viele sich an das Sprüchlein halten: „Bleibe im Lande und nähre Dich redlich!“ Andere aber, die sich dennoch zur Auswanderung entschließen, erfahren wenigstens was sie zu erwarten haben, und werden gegen manche Mißgriffe Warnung und Lehre finden.

Innsbruck 19. März 1861.

Der Herausgeber.

Der Erwartung vieler habe ich wohl schon viel zu lange geschwiegen; indeß ist's besser so, als wenn durch voreilige und darum gewiß-einseitige Berichte die Wirklichkeit entstellt und auch nur eine einzige Familie um ihr Lebensglück betrogen würde. Es ist aus mehr als einem Grunde unendlich schwer, unbefangenen und vollkommen sachgemäß über ein Land wie Brasilien abzusprechen; und der Gedanke, daß unser Endurtheil vielleicht auf das Wohl und Weh von Hunderten Einfluß nimmt, macht die Arbeit des Berichterstatters wahrhaftig nicht leichter. — Ziemlich viel ist schon über Brasilien in die Welt hinaus geschrieben worden, leider aber blutwenig von Werth und Verlässlichkeit. Manche Feder, wie z. B. die des Herrn Dr. Lallemand, führte einzig die unbegrenzteste Eitelkeit, die leidige Sucht, Bücher zu machen und sich selbst zu verherrlichen; andere, z. B. Kapitän Hörmayr, schrieben im Solde der brasilianischen Regierung; wieder andere wurden dabei gar von eigennützigen Spekulationen geleitet; fast bei Allen endlich vermißt man ein tieferes Eingehen in die, den Auswanderer oder Kolonisten zumeist berührenden Umstände und Verhältnisse des Landes, was doch im Grund allein maßgebend ist. Ob diese Zeilen ihrem Zwecke und der gerechten Erwartung meiner Landsleute entsprechen werden? Wenn persönliche Interesselosigkeit, aufrichtige Liebe zur Wahrheit, unbefangener Augenschein und langwährender Aufenthalt im Lande, und unter den Kolonisten hinlängliche Bürgschaften sind, ja; und ich kann im allgemeinen Interesse nur wünschen, daß mein Bericht möglichst verbreitet und geglaubt werde.

Man urtheilt und spricht in gewissen Kreisen von Brasilien just, als ob es Eins der lieben kleinen deutschen Vaterländchen wäre, in der Wirklichkeit indessen ist's ein wenig größer. Die Landkarte gibt ihm eine Länge von ungefähr 570 geographischen Meilen und eine Breite von beiläufig 1350 Meilen, was ungefähr dem Umfange von ganz Europa gleichkommt, wenn man das europäische Rußland davon abrechnet. Wenn man zudem auch noch in Betracht zieht, daß es mit der Sitte noch der nördlichen Erdhälfte angehört, so gehört wahrlich

blutwenig Erdfunde dazu, um es heraus zu kriegen, daß erstens Kopf und Füße ziemlich weit von einander abliegen, und daß zweitens sich von der Kopf-, Herz- und Fußgegend hübsch verschiedene Geschichten erzählen lassen. Da jedoch Brasilien für uns nur als Kolonisationsland in Frage steht, so streichen wir gleich 360 Meilen seiner Länge weg; was oberhalb des 20 Grades südlicher Breite liegt, ist nicht für Deutsche erschaffen, am wenigsten für deutsche Landbauer. Dort in den Naturwundern des heißen Himmelsstriches findet wohl der gelehrte Forscher seine Rechnung, der Landwirth in der Regel nicht; denn abgesehen von der für Arbeiter schlechtweg zu großen Hitze wird das Fortkommen des Kolonisten von einer nicht selten eintretenden Dürre in Frage gestellt, die in der Nordgegend schon mehr als einmal die gräßlichste Hungernoth zur Folge hatte. Tiefer im Innern macht sich das allerdings besser, aber — um anderer Mißstände zu geschweigen — macht eine Ansiedlung dortselbst entweder der Mangel oder die übergroße Beschwerlichkeit der Verbindungswege unmöglich. In der That haben auch die wenigen gewagten Versuche durchaus keinen erfreulichen Erfolg geliefert.

In der Provinz Minas geraes wurde seit Jahren eine beträchtliche Anzahl deutscher Kolonisten untergebracht, leider aber die allermeisten, so viel mir bekannt ist, in der Eigenschaft von Lohnarbeitern und Pächtern oder Halbpächtern. Erstere machten sich im allgemeinen noch am besten; letztere wurden der Mehrzahl nach niederträchtig geprellt, und es ließen sich davon haarsträubende Geschichten erzählen; auch die Lohnarbeiter fühlten sich so wenig wohl, daß sie, sobald eine erkleffliche Summe zusammengeschwitzt ist, entweder nach Europa zurückkehren oder nach Süden ziehen oder auf Regierungskolonien Land nehmen.

Auch die Provinz Espiritu Santo (200) zählt zwei deutsche Kolonien, bei denen sich mehrere Tiroler befinden, nämlich die Kolonie Leopoldina und Sta Izabel. Obgleich verhältnißmäßig günstiger gelegen, kann ich sie dennoch Auswanderungslustigen nicht geradezu empfehlen. Sie können sich vor so manchen Ansiedelungen des nicht hoch genug anzuschlagenden Glückes rühmen, deutsche Seelsorger, Schullehrer und Aerzte in ihrer Mitte zu besitzen; auch erfreuen sie sich auf bedeutende Strecken ausgezeichneteter Wasserstraßen. Aber bezüglich der Gesundheit steht es dort bedenklicher. Die Sterblichkeit ist unverhältnißmäßig groß, und hält der Tod — mitunter in den grausenhaftesten Krankheitsformen z. B. Elephantiasis — besonders unter den Neueingewanderten reiche Erndte. Ein anderer schlimmer Umstand ist der hohe Preis der Lastthiere, in Folge dessen es dem unbemittelten Mann fast unmöglich wird, dieses unumgänglich nothwendige Wirthschaftsbedürfnis

niß beizuschaffen. Zur Schwierigkeit der Erwerbung gesellt sich dann auch noch die der Unterhaltung; die Thiere mit Milho (Mais) zu füttern, kommt zu theuer, und selbst ernähren können sie sich nicht, weil die große Hitze die Futterkräuter, den sogenannten „Pest“ versengt. Das ist eine sehr böse Geschichte, die man vollständig erst würdigen kann, wenn man in Brasilien lebt und schafft.

Auf unserm Zuge nach Süden begegnen wir wenig Anlockendes bis zur Provinz Sta Catharina. Die Kolonie Neu-Freiburg oberhalb — und Petropolis hinter Rio Janeiro mögen gedeihen; Katholiken indessen, und für solche schreibe ich hauptsächlich, sind sie durchaus nicht anzupfehlen aus gewissen Gründen, — die sich leider an mehreren Orten geltend machen und gelegentlich des Näheren besprochen zu werden verdienen. Zum größern Ruhme von Petropolis, vielleicht auch zur Kennzeichnung desselben — sei hier bemerkt, daß es die Geburtsstätte einer — und zwar der einzigen deutschen Zeitung (Brasilia) ist, so im Lande erscheint. Uebrigens scheint dieses Geschäft nicht sehr zu glänzen, was jedenfalls im Interesse der Redaktion zu bedauern ist; denn das „gemeine Wesen“ und insonderheit das „Deutschthum“ leidet wenig dabei.

Gehe wir aber in unserer Umschau weiter fahren, ist es hohe Zeit, vorerst die Hauptfrage zu beantworten: ob Brasilien überhaupt für deutsche Kolonisten zu empfehlen sei. Vielleicht beuge ich durch die bloße Erörterung dieser Frage ein großes Unrecht; denn bekanntlich hat der größere Theil der deutschen Zeitungspreffe — die Augsb. Allgemeine an der Spitze — bereits entschieden, und zwar bestimmt verneinend, und daher mag es wohl hauptsächlich kommen, daß manche Regierungen die Auswanderungen nach Brasilien nur höchst ungern gewähren lassen, und auch manche Beamte (abgesehen von dem Vorurtheile, als streite ein kleiner Abfluß der überflüssigen Bevölkerung gegen das Staatswohl) es schon aus Gründen der Menschlichkeit für ihre Pflicht halten, Paßwerbern nach Brasilien möglichst viele Schwierigkeiten in den Weg zu legen und sie durch die schauerlichsten Prophezeiungen einzuschüchtern. Darum thut es noth, den Augenschein selbst sprechen zu lassen, nicht nur um diese Befürchtungen auf das rechte Maß zurückzuführen, sondern auch um zu zeigen, daß gar manche derselben wirklich gegründet sind.

Ich gebe unbedenklich Nordamerika als Kolonisationsgegend den Vorzug von allen Staaten des südlichen Festlandes von Amerika, und zwar in jedem Betrachte, so zwar, daß ich denjenigen der so glücklich ist, frei wählen zu können, für einen Narren erklären würde, sofern er noch nach Südamerika zöge, als Landbauer, versteht sich. Aber —

und das ist ein sehr gewichtiger Umstand, — es gibt eine Klasse von Leuten, die auswandern müssen, jedoch selber nicht in der Lage sind, jenen Punkt der Erdoberfläche, dem sie das Glück ihrer ganzen Zukunft anvertrauen sollen, nach Belieben wählen zu können; es gibt eine Klasse „armer Teufel,“ und die europäische Wirthschaft ist ganz darnach angethan, ihre Zahl ins Unabsehbare zu vermehren. Was sollen denn diese machen? Die Seereise kostet Geld, die Landreise ins Innere Nordamerikas nicht weniger; und tief nach Westen zu müssen sie, denn der Landerwerb im bevölkerten Osten ist mit einem leeren Beutel unverträglich. Ich ersuche die Herren Lobredner von Nordamerika, erst diese schlechterdings unentbehrliche Vorbedingung zu beschaffen; dann mögen jene armen Schlucker, welche nur darum auswandern, weil sie sich in der Heimath trotz saurer Arbeit und harten Entbehrungen mit ihren Familien nicht mehr fortzubringen wissen, meinetwegen mit Zwangspässen nach Nordamerika geschoben werden. Bis dahin aber ein wenig häuslicher mit „guten Rätthen“ und unerbetenen Klagegliedern! Ich versichere, daß der Unbemittelte in Brasilien hundertmal besser fährt als in den vereinigten Staaten, und daß hier bei der gleichen Einwandererzahl nicht der tausendste Theil des herzerschütternden Elendes vorkommt, wovon z. B. New-York trotz seiner Rettungs-Vereine und papierenen Geseze zum Schutze der Einwanderer täglich Zeuge ist.

Für Brasilien ist die Einwanderung eine politische und soziale Lebensfrage und man fühlt und weiß dieses; die ungeheuern Summen, welche jährlich für die Kolonisation verwendet werden, geben Zeugniß, dafür. Es erkaufte sich förmlich seine zukünftigen Bürger, und gerade dieses angelegentliche Werben hat, in Deutschland besonders, Fettermordso hervorgerufen; denn was anders konnte es sein, als ein nicht einmal sorgfältig maskirter Sklavenhandel?! Aber ich habe hier mit vielen Deutschen verkehrt, die zu den Ersten zählen, welche im laufenden Jahrhundert als Regierungs- oder Privatkolonisten nach Brasilien kamen; sie wissen euch aus der ersten Zeit manch trübseliges Lied zu singen, aber von Angriffen auf ihre Freiheit und Menschenwürde habe ich noch nie gehört. Die Spätern hatten schon viel weniger zu besorgen, da ihre Vorgänger durch persönliche Eigenschaften dem deutschen Namen eine Achtung errungen hatten, die andern Nationen durch kräftiges Auftreten ihrer Gesandten und Konsuln, im Nothfall durch Hündentölpel verschafft wird. Geprellt, himmelschreiend geprellt sind manche worden ja besonders solche, die sich mit einheimischen Gutbesitzern in Pohn- oder Pachtkontrakte einließen; denn an Gewissenlosigkeit im Punkte des Erwerbens steht der Brasilianer dem echten Yankee wenig nach, nur fehlt ihm noch die Abgeschlossenheit. Und die Gerech-

igkeitspflege — ach, auf die ist nicht zu rechnen, wenn es heißt: „Ein Eingeborener gegen einen Deutschen“ just wie in den vereinigten Staaten, wo auch die Eingeborenen die Mehrzahl bilden. Dagegen kann aber ein Bauer, wenn er kein Narr oder Tollkopf ist, ein halbes Jahrhundert wirtschaften, ohne mit den „Giesigen“ Unannehmlichkeiten zu bekommen; denn Händelsucht und die bekannte nordamerikanische Kaufmuth sagt dem trägen Charakter des abgelebten Volkes wenig zu.

Der Regierung muß jeder Einsichtige das Zeugniß geben, daß sie den Einwanderern gegenüber bezüglich des Geldpunktes großmüthig handelt; und endlich, so weit es von ihr abhängt, den eingegangenen Verpflichtungen nachkömmt. Nicht zu läugnen, und im Interesse sowohl der k. Regierung als der Einwanderer sehr zu beklagen ist, aber die leidige Thatsache, daß einerseits Unsummen verausgabt werden, ohne daß die Absicht der Regierung dadurch gefördert wird, und daß sie in der Wahl der zur unmittelbaren Einflußnahme auf die von ihr gegründeten oder zu gründenden Kolonien berufenen Persönlichkeiten nicht immer sehr glücklich ist. Bekanntlich bezahlt sie jedem, der in der Eigenschaft eines Ackerbauers einwandert, eine beträchtliche Prämie, durch die selbst der Unbemittelte in die Lage kommt, die Seereise erschwingen zu können. Aber — wie viel davon mag wirklich dem armen Schlucker zu Gute kommen? Wie viele Prozente bleiben in der Hand der H. H. Generalagenten und Generalerpedienten, der Agenten und Unteragenten? Die Herren sorgen dafür, daß es außer ihnen Niemand erfährt. — Die einzelnen Regierungen könnten und — sollten vielleicht diesen und noch manch andern Agentenunfuge steuern, dadurch nemlich, daß sie einheimische Agenten zuließen, deren Gebahren sehr leicht zu überwachen und im Falle schärfstens zu ahnden wäre. Wiederholte Erfahrung hat schon gezeigt, daß durch Verhinderung einheimischer Agenturen die Auswanderung selbst keineswegs verhindert wird; vielmehr verwandelt sich dann der ganze Handel in ein verstopfenes Wesen, und je mehr unter der Decke gespielt werden muß, desto mehr werden die armen Leute einerseits geprellt, andererseits hochbeinig und unzugänglich für vernünftige Vorstellungen und Rathschläge.

Der andere berügte Uebelstand, nämlich Mißgriffe in der Wahl der Coloniedirektoren u. dgl. schadet mehr dem Staatsfädel als dem Colonisten. Um gerecht zu sein, muß gleich bemerkt werden, daß es in dieser Hinsicht ziemlich einerlei ist, ob die Verwaltungsorgane aus Eingeborenen oder Fremden erlesen werden; in der Regel — also auch Ausnahmen! — stehen alle gleich, der Brasilianer hat höchstens den Vorzug, daß er dabei noch unverschämter zu Werke geht. Schlimmer bekommt den Ansiedlern mitunter die gränzenlose Faulheit und Saum-

seligkeit der Behörden, wodurch schon mehr als an einem Orte die schreiendsten Mißstände herbeigeführt worden sind. Geduld ist hier die für Jeden, er sei wer und was er wolle, unentbehrlichste Haupttugend, und man kann es darin, soweit es auf Gelegenheit der Uebung ankommt, in einiger Zeit zur Meisterschaft bringen. Doch kann einerseits der verständige Mann mancher Mißliebigkeit vorbeugen, und andererseits ist der Ernst der Regierung und der Verkehr mit den rührigen Deutschen nicht ohne bemerkbare Folgen geblieben. Mufuri-Geschichten in zweiter Auflage sind kaum mehr zu besorgen, ausgenommen die Einwanderer beschwören sie selber herbei, wie es guten Theils auch dortmals der Fall war. Kurz, insoweit das glückliche Fortkommen des Kolonisten v. n. Regierung und Gerechtigkeitspflege abhängt, hat sie mindestens ebenso viele Aussicht, als in Nordamerika irgendwo.

Aber wie sieht es hinsichtlich der natürlichen Bedingungen des Gedeihens aus?

Diese Frage zerfällt in drei besondere: 1) Wie stehts mit der Gesundheit? — 2) Lohnt das Land die Arbeit, ist es fruchtbar? — 3) Sind die Bodenprodukte auch zu verwerthen, wie steht es mit dem Absatze? — Alles der Reihe nach.

Die erste Frage kann ich auf Grund persönlicher Ueberzeugung und durchaus verlässlicher — nicht etwa absichtlich schön gefärbter — statistischer Ausweise vollkommen sicher und ziemlich befriedigend beantworten, in so weit Südbrasilien in Betracht kommt, und im Allgemeinen genommen; denn daß es mitunter auch Fieberlöcher gibt, versteht sich von selbst, daß aber die Regierung ihre verausgabten Hunderttausende in der Person der Einwanderer nicht in solche Gegenden schmeißt, versteht sich nicht minder.

Der Akklimatisationsprozeß, d. h. Angewöhnung an Luft, Wärme, Nahrungsmittel und ganze Lebensweise des fremden Himmelsstriches, geht bei Vielen spurlos vor sich, besonders bei denjenigen, die das — in der Hinsicht glückliche — Unglück hatten, tüchtig von der Seekrankheit hergenommen zu werden, und die sich alsbald zur landesüblichen Nahrung und Lebensweise befehren, was nach zweimonatlicher Seereise — durchaus keine Schwierigkeit hat. Andere maußern nicht so glücklich; sie fiebern einige Zeit, bekommen Geschwulst an den untern Gliedern, oder einen allgemeinen Hautausschlag, und damit, — wenn man die ringende Natur nicht gewalthätig — besonders durch Schnapstrinken und Fetteßen — ruiniert, ist die unangenehme Geschichte zu Ende. Den an manchen Orten dem Neuling drohenden Durchfällen kann durch Genuß von abgekochtem, oder mit Kaschaf (Zuckerbranntwein) vermengtem Wasser und Enthaltung von gewissen, leider zu reizenden Früchten,

Melonen, Orangen, Ananas u. dgl. leicht vorgebeugt werden. Am gefährlichsten ist Brasilien solchen, die mit längeren Lungen- oder Leberleiden behaftet ankommen. Uebrigens stellt sich das Verhältniß der Sterbfälle auf Rechnung der Akklimatisazion zur Zahl der Einwanderer beiläufig wie 1 : 400.

Doch bin ich weit entfernt, die Sterblichkeit unter den Neuangekommenen, oder auch nur die Sterblichkeit überhaupt, als Maassstab für die Gesundheit eines Landes geltend zu machen; sonst müßte Südbrasilien ohneweiters als vorzüglich bezeichnet werden. Verheerende Seuchen sind viel seltener als in Deutschland, ja selbst als in den Thälern der Schweiz oder Tirols. Die febris amaril, dieser grausige Gast, der alljährlich die nördlichen Küstenstädte, namentlich das wunderschöne üppige Rio de Janeiro heimsucht, ist in den Provinzen Sta Catharina und Rio grande do Sul auf dem Festlande seit Jahren schon nicht mehr auf Besuch erschienen. Ob ferner unter den Deutschen Deutschlands so viele — nach Verhältniß — ein hohes rüstiges Alter erreichen, wie hier unter den Deutschen Brasiliens, steht sehr in Frage; auf einer Fläche von bloß 2 □ Leguas kenne ich 5 alte graubärtige Jüngens, die unter dem alten Napoleon in Spanien und Rußland standen, und sie sitzen noch jetzt — vorausgesetzt, daß sie nicht ein Glas über den Durst getrunken haben, was einem alten Soldaten bekanntlich öfter passiert, als gut ist — so wacker und fest zu Pferde, daß es eine Lust ist. Wenn ich endlich noch hinzufüge, daß die Sterblichkeit auf den Kolonien sich zur Seelenzahl durchschnittlich wie $1\frac{1}{2}$: 100 stelle, so wird man hoffentlich Brasilien nicht mehr das „Grab der Deutschen“ schelten.

Es hat aber nichts desto weniger doch sein Schlimmes, was ich eben so unverholen ans Licht stellen will, wie das Vortheilhafte; denn um es nochmals ausdrücklich zu erklären, ich habe weder Lust noch Verus, für Brasilien zu werben, sondern beabsichtige durch diese Zeilen einzig, allen jenen, welchen irgendwie daran gelegen ist, die nöthigen Hülfsmittel zu eigener Beurtheilung zu liefern.

Die Hitze, vor welcher wir „Bärenländer“ am meisten bangen, ist in den südlichen Provinzen sehr erträglich und ohne nachtheilige Einwirkung auf die Gesundheit, vorausgesetzt natürlich, daß man einigermaßen vorsichtig ist und nicht unbedeckten Kopfes in der Sonnegluth schafft. Geschwitzt wird sicher „eselmäßig,“ bei gleicher Temperaturhöhe immerhin mehr als unter dem deutschen Himmel; aber es schwitz auch weit leichter und wohliger. Ehedem litt ich regelmäßig, bevor der Schweiß durchbrach, an einer allgemeinen, besonders im Kopfe schmerzlichen Spannung; hier habe ich noch nie

ähnliches empfunden. Wir schreiben heute den 15. Jänner, der so ziemlich dem 15. Juli in Südtirol entspricht, und der Thermometer — es ist theilweise bewölkt — weist auf dem Tisch vor mir um 11 Uhr Mittags 170 R. Im Februar und Anfangs März steigt er an heitern windstillen Tagen bis 27. Doch sind windstille Tage eine große Seltenheit. Die Nächte machen sich regelmäßig kühl; wenigstens bin ich — Heißbluter — noch immer unter der Decke am Morgen erwacht, nachdem ich sie Abends an's Fußende geschafft hatte.

Was oft die Gesundheit in kleinerem oder bedeutenderem Grade beeinträchtigt, ist das häufige und rasche Steigen oder Sinken der Wärme in Folge schnell umspringender Luftströmungen. Du kannst diesen Augenblick im Schweiß gebadet und dampfend dir ein laues Küßchen zu angenehmer Kühlung wünschen, und im nächsten setzt Dir der Südwind, welcher nämlich hier zu Lande das ist, was in Europa der Nordwind, so impertinent kühl über die Haut, daß du ordentlich zusammenstutterst. Wer nach Landessitte seine Baumwoll- oder Flanelljacke unter dem Hemde trägt, befährt wenig, ja nichts dabei; der Unvorsichtige trägt seinen Schnupfen davon, oder Rheumatismus, oder Scharlach, mitunter noch schlimmere Geschichten im Kopf und an den Lungen. Doch in dieser Hinsicht kann man, wie angedeutet, vorbeugen; andern Uebeln leider weniger oder gar nicht.

Dahin rechne ich die unglaublich häufigen Wurmliden bei Kindern und — etwas seltener doch — auch bei Erwachsenen; die noch häufigeren Zahnschmerzen mit frühzeitiger Einbuße des ganzen Gebisses, Bleichsucht je nach der Fertilität mehr oder weniger stark verbreitet, und ein abscheuliches Uebel — *Mal de terra* d. h. die eigentliche Landeskrankheit.

Die Eingeweideschmarozer haben ihren Entstehungsgrund sicher in den tagtäglichen Nahrungsmitteln: Morgens — nebst Kaffee — Trockenfleisch, Mehlspeise und Bohnen; Mittags dasselbe und Abends wieder dasselbe. Der Deutsche, so er 1—2 Jahre hier gelebt hat, kann gar nicht mehr begreifen, wie man anders sollte leben können, und wird krank, wenn er das Gewohnte nur einen Tag entbehren muß. Und gewiß, es ist ein höchst nahrhaftes Essen, dessen man nie überdrüssig wird; aber es ist zu nahrhaft vielleicht, und Würmer sind die Schöpfung und Gäste des Ueberschusses.

Die Ursache der Zahnliden scheint gewöhnlich mehr von äußeren Ursachen herzurühren. Der Schmelz der Zähne wird ruiniert durch das, gewöhnlich gebratene, harte Trockenfleisch, durch das unentbehrliche grobkörnige und am liebsten ungekocht gegessene Mehl aus der Mandiofawurzel, durch übermäßigen Genuß des Zuckers, und endlich

dadurch, daß man ohne alle Rücksicht unmittelbar nach dem Genuß heißer Speisen den Mund mit Orangen und Aehnlichem vollstopft. — Ist oft der letzte Grund allerdinge verderbte Blutbeschaffenheit, fast durchweg in Folge von plötzlicher Erkältung und Kälte, was bei 49 unter 50 Fällen der Bleichsucht wieder gilt.

Aber dem kann man doch vorbeugen, werdet Ihr euch denken? Bisweilen ja, oft auch nicht. Mädchen und Frauen könnten und sollten im Allgemeinen und vorzüglich zu gewissen Zeiten viel vorsichtiger sein, aber alle Vorsicht verhütet doch nicht alles; dafür sorgt Land und Klima. Du gehst aus und kannst kaum glauben, daß dieser wundervoll blaue Himmel je regnen könne; zehn Minuten später stehst Du förmlich in einem Wasserfalle und bist in einer halben Minute gebadet. In kaum viel längerer Zeit ist auch der Lehmgrund schuttrief durchweicht; von allen Seiten kommen die Bäche zu Thal, und der Wanderer, — nun er hat die Wahl, ob er wie ein angeb Donnerter Hase stehen bleiben und die Trockenheit abwarten, oder in beständigem Moraste durch ein Duzend Wetterbäche ein Obdach suchen will.

Doch der „schrecklichste der Schrecken“ ist das Mal de terr', wie es die Deutschbrasilianer nennen. Plötzliche Erkältung und Durchnässung ist sein Ursprung. Störungen in den Verdauungsorganen sind seine erst bemerkbaren Lebenszeichen, Blutzersehung seine weitere Geschichte, Abzehrung mit Wassersucht — sein seltenes Ende; in der That endet unter hundert Fällen kaum Einer tödtlich, wenn das Uebel nicht gewaltig vernachlässigt oder verkehrt behandelt wird. Doch ist es auch ohnedem schlimm genug, vornehmlich wegen seiner langen Dauer; denn Kunst und Natur haben nicht selten 5—7 Jahre zu ringen, bis sie des Vernichtungsengels Meister werden. Dabei entwickelt es die seltsamsten Unterleibszufälle, ganz ähnlich der Hysterie; am häufigsten, besonders bei Kindern, die Sucht Lehm zu essen. Ueberhaupt gemahnt es lebhaft an die Bleichsucht, was bekanntlich besonders für Arbeitsleute eine böse leidige Geschichte ist. Ohne allen Zweifel trägt die Hälfte der Betroffenen selbst die Schuld, indem man einmal zu sehr auf die „harke Natur“ hinauf sündigt und in der Regel erst dann Mittel braucht, wenn das Uebel schon weit vorgeschritten ist. Bemerkenswert muß jedoch, daß es nicht überall gleich stark vorkommt und in dem Grade seltener wird, je tiefer es ins Innere des Festlandes geht.

Nun haben Sie die Schattenseite Brasiliens, was Gesundheit anbelangt. Vielleicht ist hier auch der Ort, vom giftigen Ungeziefer zu sprechen und die närrischen Vorstellungen hierüber zu berichtigen — Schlangen! Deren gibt es ohne Widerrede eine schwere Menge, und wer keine Schlange ansehen kann, ohne ohnmächtig zu werden, der

bleibe hübsch zu Hause. Die weitaus meisten und verbreitetsten Gattungen derselben sind die harmlosesten Geschöpfe von der Welt. Gefährlich wegen ihres giftigen Bisses sind nur die *Cobra fria* — einzig tief im Innern und auch dort höchst selten zu treffen, für Kolonisten daher so viel wie gar nicht vorhanden — und die *Schararade*, in einigen Gattungen vollständig den itolischen „*Nattern*“ ähnlich. Ein gefräßiges und in der Hinsicht unschätzbares, erzfaules Thier. Es liegt eingeringt mitten auf dem Wege und läßt Mensch und Thier über sich schreiten, ohne sich zu rühren. Eine Berührung aber nimmt das Vieh gewaltig übel und beißt blind nach dem Störenfriede. Augenblickliche Entzündung und Geschwulst des gebissenen Theiles ist die Folge, die indessen durch schnelles Unterbinden der Wundgegend eingeschränkt, und durch innerlichen wie äußerlichen Gebrauch von *Salmiakspiritus* in kurzer Zeit gehoben werden kann. Schlimmer als das Gift wirkt gewöhnlich der Schreck. Ich hatte vor nicht allzulanger Zeit zwei Fälle, deren Aehnlichkeit im Grunde und deren Ungleichheit in der Folge ein unwidersprechlicher Beweis dafür ist, daß der Schreck schädlicher wirkt als das Gift. Ein Fünfziger wird Abends von einer *Schararade* in die Hand gebissen, stürzt unter dem Angstschrei: *Jesús, Maria, Josef!* bewußtlos zusammen und stirbt um Mitternacht, ohne den Gebrauch der Sinne noch zu erlangen. Ein anderer, Siebenziger, ein phlegmatischer Sack, wird an derselben Stelle gebissen, legt sich nach gemächlichem Unterbinden brummend zu Bette, schwitzt 48 Stunden und geht dann wieder seinem Geschäfte nach. Könnte übrigens an der Richtigkeit meiner Ansicht noch ein Zweifel sein, so müßte er durch die ziemlich verbreitete Heilungsmethode behoben werden; sie heißt: *Sympathie*. — *Sympathie* saugt den Gifstoff nicht aus dem Blute, sondern hindert oder mindert nur durch die Kraft des „*Glaubens*“ den Schreck und seine Wirkungen. Beweis dafür die Thatsache, daß den also Geheilten — denn das Mittel ist allwegen untrüglich — nach Jahr und Tag oft die gebissene Stelle wieder dieselben Unannehmlichkeiten schafft, wie gleich nach dem Unfalle. Das verschlägt aber nichts, *Sympathie* bleibt doch Hauptkur! — Die Anzahl solcher Vorkommnisse per Jahr anzugeben, ist unmöglich; denn man achtet es zu wenig, als daß es verlautbart würde; die Verständigeren führen *Salmiakgeist* stets bei sich, und die Einfalt wendet sich an den *Sympathetiker*. Nur will ich noch beifügen, daß in einem Distrikte von 5 □ *Leguas* und bei einer Bevölkerung von 3000 Seelen binnen 25 Jahren zwei Schlangenbisse tödtlichen Ausgang hatten.

Ich könnte das Kapitel nun füglich schließen; doch sei der Vollständigkeit zu Liebe auch noch der Spinnen und Sandflöhe gedacht,

welche nicht bloß peinigten, wie Mosquitos u. dgl., sondern gelegentlich empfindsamer plagten. Von Spinnen wurden mir zwei Arten als giftig bezeichnet, mit dem Belsage, die Eine größere komme nur im Norden vor. Aber zu meiner großen Ueberraschung hing eines schönen Abends ein Prachtexemplar an der Mauer meines Schlafzimmers, 3½ Zoll im Durchmesser, vom Ende der hintern bis zu dem der vordern Füße gemessen, über und über schwarz behaart, so daß es wie ein großer Tintenfler aussieht und mit einer Kneipe bewaffnet, der man's ohne Beweis glaubt, daß sie ins Fleisch geht. Der Biß dieser, ja bloß ihre Berührung soll ungeheuer schädlich sein; doch nur für die Haut. Die zweite Gattung ist ganz klein, ähnelt etwas dem Skorpion und richtet durch ihren Biß oder Stich abscheuliche Geschichten an, wenn man nicht so glücklich ist, sie zu fangen und mit ihrem Hintertheile die Wunde zu bestreichen. Indessen sind nur zwei einzige Fälle des Gebissenwerdens durch sie zu meiner Kenntniß gekommen; beide Verunglückte aber kamen an den Rand des Grabes und erzählten von gräßlichen Weinen.

Die Sandflöhe sind schon mehr ärgernd und belästigend, als eigentlich schädlich, und verschwinden in dem Grade, als der Urwald von den Wohnungen zurücktritt. Wer täglich Abends die Füße wäscht, (was ja nicht baden heißen soll) die leicht bemerkbaren Nestchen mit einer Nadel heraushebt und in die Oeffnung etwas Tabakasche reibt, wird der Sandflöhe wegen kaum je „leiden.“ Vernachlässigt jedoch, können sie mitunter empfindlichere Folgen nach sich ziehen, Geschwür, Knochenfraß u.

Nun zur zweiten Frage: Lohnt das Land die Arbeit? Die Arbeit, darüber muß ich gleich in voraus jede Täuschung benehmen, die Arbeit ist sehr mühselig und nie endend; darum muß auch der Lohn, der Ertrag, viel größer sein als in Europa, um Einwanderer anzuziehen. Hier gibt es weder für Land noch für Leute eine Winterast; jede Spanne Erdreich muß erst dem Urwalde abgerungen werden, der Pflug ist geradezu unanwendbar, und das, was wie überall so auch hier am üppigsten gedeiht, ist das Unkraut. Kurz wer da glaubt, er könne nach Brasilien gehen austrasten und doch fidel leben dabei, der ist gräulich angeführt, wenn er wirklich kommt. Und es landen leider viel solche Narren. Das Land ist dankbar, sehr dankbar, aber nur dem fleißigen, rüstigen Arbeiter; der Bärenhäuter und Bruder Immerlustig kann schwerlich irgendwo schlechter unterkommen als hier. Doch macht es die bekannte Gepflogenheit, alles nach dem Gelüste des Herzens zu deuten und den Stachnadelkopf gleich zum goldenen Thurnknopf aufzubonnern, zur Pflicht, auch in diesem Betreffe den heißblütigen

Schwärmern etwas kaltes Wasser über den Nacken zu schütten. „Auf etliche Jahrlein nach Amerika, hübsches Geld beisammen, dann zurück und allermindestens — dem Fürsten von Lichtenstein das Land ablaufen.“ Gemach, Wettermann! So leicht und hurtig und großartig gehts meiner Treu nicht; wenn Du meinst, das daheim verschwundenen Treanziger und Thaler baumelten statt der Blätter hier an den Bäumen, bist Du sehr im Irrthume. Es geht hier ziemlich nach dem steierischen Landwehrlied: Nur schön langsam voran! Aber wenn auch nicht mit Eisenmeißelstiefeln, voran gehts ohne alle Frage und jedenfalls schneller, als im alten ausgemergelten Europa. Ich kenne mehr als einen deutschen Bauer hier, der mit Schulden als Bettler aus Land stieg und jetzt nach 20—30 Jahren seine 20—50 Conto wiegt*). Und das ist zum allergrößten Theile Lohn der Bodenkultur. Also es geht, erst langsam und mühsam, allmählig schneller und leichter.

Zum Gedeihen sind aber außer dem Segen Gottes — der nach dem Sprichworte ja keinen Deutschen verläßt — zwei Dinge erforderlich: 1) Land, sehr viel Land nach europäischem Begriffe, und 2) viele Arbeitskräfte in der Familie. Der zweite Punkt begründet sich selbst und braucht nur der Beisatz „in der Familie“ näher begründet zu werden, zu welchem Zwecke die Bemerkung genügt, daß Lohnarbeiter und Diensthoten sehr rar und überaus kostspielig sind. Ein tüchtiger Knecht fordert seine 10—12 Mill**) per Monat nebst schönem Gesichte eine einfältige Hausmagd bezieht schon ihre monatlichen 7 Mill auf dem Lande.

Um die Nothwendigkeit vielen Landes zu begreifen, muß man die brasilianische Wirtschaft kennen, die leider nicht bloß, wie es häufig heißt, das Produkt portugiesischer Faulheit oder Gewinnsucht, sondern eine pure Nothwendigkeit ist. Das Erdreich besteht durchgängig aus — mehr oder minder mit Sand durchsetztem — Lehm, der je nach der Dertlichkeit alle Farbenschattirungen vom Hellweiß an und durch das Gelb hinüber bis zum dunkelbraunroth aufweist. (Je tiefergefärbt und sandvermengter, um desto furchtbarer.) Als Neulant, d. h. eben gelichtet und gebrannt, besitzt es eine unglaubliche Ertragsfähigkeit; aber nach 2—3 Jahren ist erschöpft und bleibt 4—5 Jahre liegen, in welcher Zeit es schon wiederum ein üppiger Laubholzwald überzieht. Nun beginnt die Ausrottung von Neuem, und so auf sehr gutem Lande zum dritten Male, dann ist's aus und Amen mit dem Ackerbaue, und erübrigt nichts weiter mehr, als Grama (Futtergras)

*) Ein Conto = 1000 Millreis = 1400 fl. bairisch.

**) Ein Mill oder Millreis beträgt 1 fl. 24 kr. bairisch.

zu pflanzen zu Nutz und Frommen des „lieben unschuldigen Viehes“, wenn Farrenkraut- und Matopast- (Weidemörder) Gebüsch dasselbe aufkommen lassen. Das sind die Grundzüge Brasilianischer Landwirthschaft, die weder Dünger noch Pflug und Egge kennt, die — ein Gegenstand des Aergernisses für den deutschen Einwanderer — die halbverkohnten Riesenstämme mitten im Acker liegen läßt und nicht einmal die Stöcke ausgrabt!! Periode der kindlichen Einfalt, wie bald ist's aus mit dir!

Aber, warum wirthschaftet man nicht auf europäische Manier? Weiß nicht geht und — nicht lohnt, wenn es ginge. Die Gründe hievon zu entwickeln, würde zu weit führen; es genüge zu wissen, daß man es mehrfach versucht hat und schlecht dabei gefahren ist. Darum viel Land!

Die Regierung weist dem ganz Mittellosen 50 Morgen an. Im Falle die Familie größer ist, oder größer zu werden verspricht, ist das eine Armseligkeit und dauert nicht einmal die Kinder aus, wie dies auch ohne höhere Rechenkunst in die Augen springt. Doch, Brasilien ist groß und ungeheure Strecken darin, die des Anbaues harren, wird sich die Regierung denken; wird euch der erste Tisch zu klein, setzt euch an einen andern. Wahr ist's schon, aber nicht angenehm!

Nun sehe ich schon im Geiste, — wie besonders der bauerliche Leser nach den Zahlen guckt, die da ausweisen, wie viel Regen Frucht der Regen Saat abwirft u. dgl. Aber lieber Landsmann! ich bin fürs Erste in dem viel zu wenig bewandert, was Mais, Kartoffeln u. betrifft, und zweitens setzte ich mich der Gefahr aus, von Einem als Lügner verschrien zu werden, wenn es sich einmal ereignete, daß ein Maiskolben es sich in den Kopf setzte, ein Korn weniger zu erzeugen, als mein Bericht ausweist. Das hieße zu viel wagen um Nichts. Ich bin nicht einmal so gefällig, euch all die raren Sachen aufzuzählen, so allhier wachsen; denn der Mehrzahl nach wären es doch nur spanische Dörfer ohne langbeinige Erklärungen, zu denen ich weder Zeit noch Lust habe. Statt dessen will ich den Punkt mit der unerquicklichen Nachricht schließen, daß Weizen und Roggen von Nordamerika bezogen werden, (das in der Provinz Rio grande Erzielte ist nicht des Rennens werth) und darum nebst Butter, Käse und Wein rare, sehr theuere Luxusartikel sind.

Wohin mit den Bodenprodukten? Wer kauft sie, und lohnt es sich, selbe zu Markte zu bringen? Nun, deutscher Leser, vielleicht hast du selbst schon deren im Haus gehabt und hast sie, z. B. Reis, Kaffee, Zucker, vermuthlich bezahlen müssen, theurer ohne Zweifel, als dir lieb war. — Alle bisher angelegten Kolonien stehen entweder

durch Wasser- oder Landwege mit der See und gewöhnlich auch mit einer See- und Hafenstadt in Verbindung, und ist die Möglichkeit der Ausfuhr bei jeder neuen Gründung einer der Hauptgesichtspunkte. Nach Umständen nun werden die Produkte entweder auf Rähnen oder mittelst Lastthiere an einen nahen Stappelplass geschafft und dort ohne alle Mühe und sehr gut verwerthet. Was nicht der Ortsbedarf daselbst in Anspruch nimmt, wird von den Handelsleuten auf Küstenfahrern nach dem Norden verfrachtet; viele Artikel, wie Reis, Mais, Mandioca, Butter u. d. d. decken den Verbrauch jener weniger fruchtbaren Küstenstriche, das Uebrige schwimmt nach Europa. Daß sowohl der Land- wie der Wassertransport zu Zeiten seine Schwierigkeiten hat, und daß ferner jedenfalls der Bauer einer verhältnismäßigen Anzahl Pferde oder Maulesel bedarf, braucht kaum angedeutet zu werden. Alles muß geschleppt werden; denn Wagen sind eine Unmöglichkeit in ganz Südbrasilien, Dona Franziska ausgenommen, und werden es wohl einige hundert Jahre noch bleiben. Ein großes Glück ist, daß die Lastthiere, welche, wie bemerkt, in den nördlich gelegenen Provinzen sehr theuer zu stehen kommen, hier in den Südprovinzen ungemein billig sind; ohne diese aber müßten die Bauern zusperrern, so zu sagen „im Fetz erstickern.“

Da ich der Lastthiere erwähne, erinnere ich mich gütlicher Weise einer argen Unterlassungssünde in meinem Berichte, das Milchvieh betreffend, die ich alsogleich gut machen will. Es giebt Kühe und Ziegen, allein beim besten Willen, dem „lieben Vieh“ nichts Schlechtes nachzureden, kann ich leider doch nicht viel Gutes berichten. Erstlich ist das kultivirte Vieh sehr theuer; eine rechtschaffene Kuh gilt 70—100 Mill und noch darüber. Zweitens stehen sie im Allgemeinen, was Milchmenge betrifft, ihren deutschen Schwestern weit nach, welchen Fehler sie indessen durch vorzüglichere Güte derselben theilweise ausgleichen. Item haben sie die unbequeme Eigenheit — in der Regel, — nur dann Milch abzulassen, wenn das Kalb angesogen hat; stirbt dieses so bleibt der Quell verschlossen. Dann erheischt ihr Unterhalt ziemliche Mühe; der Past (Futter) muß eigens gepflanzt werden, denn der Urwald erzeugt kein Futter. Einmal angepflanzt hält er sich zwar mehrere Jahre, doch erheischt er einen fortwährenden Vernichtungskrieg wider das ungattige Farrenkraut und den Matopast. Endlich sind Seuchen häufiger als in Europa, woran wohl das immerwährende Lagern im Freien die Hauptschuld trägt, und zur Stallfütterung kann nur derjenige schreiten, der das Geld nicht anzuschauen braucht. Bei all dem halte ich die Milchwirthschaft, so fern Jemand selbe zum Hauptgeschäfte machen wollte, und mehr dem Hochlande zu ansäßig ist, für sehr gewinnreich; ein Pfund Butter, (etwa 28 Lth. österr. Gewicht)

verkauft sich fast im ganzen Süden zu 1 Mill, etwas mehr oder weniger, im Norden noch viel theurer natürlich. — Das Meiste was von den Kühen gesagt wurde, gilt auch von den Ziegen.

Das Mästen rentirt sich nur an Schweinen, aber da auch in ausgezeichnete Weise, weil es fast gar keine Kosten voraussetzt und überaus schnell abgethan ist.

Nun denke ich, wären die wichtigsten Fragen in einer der gerechten Wißbegierde genügenden Weise erledigt. Doch nein!

„Der Mensch lebt nicht allein vom Brode.“

Wäre das der Fall, so würde ich jedem „Blüter“ unbedenklich zurufen: Komm! So aber bringt der Einwanderer und vollends der gläubige Christ neben dem Verlangen nach einem bessern irdischen Fortkommen auch noch andere höhere Bedürfnisse mit sich, die hier leider gar häufig wenig oder gar keine Befriedigung finden.

So gerne ich der Regierung bezüglich ihrer Opferwilligkeit für das zeitliche Wohl der Kolonisten Gerechtigkeit widerfahren lasse, so entschieden und laut muß ich sie der Rücksichtslosigkeit gegenüber den geistigen Bedürfnissen der Einwanderer anklagen. Freilich, die Behörden sind Brasilianer, und die Brasilianer können unmöglich von einem religiösen Bedürfnisse, wie es, Gott Lob! in vielen deutschen Herzen noch wohnt, eine auch nur beiläufige Vorstellung haben. Warum? Darum: der Brasilianer ist abgerichtet, daß er nur von der Kirche nichts anderes heische, als gelegentlich — die Taufe, gelegentlich — die Trauung, und, wenn der hochwürdige Herr Pfarrer gut gelaunt ist, die h. Sterbsakramente. Im Uebrigen ist die Kirche für die weitaus größte Mehrzahl so viel wie gar nicht vorhanden. Was Wunder? Fürs Erste ist von einem religiösen Unterrichte abseiten der Geistlichkeit gar keine Rede und daher die Unwissenheit grenzenlos; zum Zweiten kostet jede Berührung mit der Kirche in der Person der Herren Geistlichen so heidenmässig viel, daß das Volk ebenso großen Respekt davor hat, wie der Bauer vor dem Steuertreiber. Ich könnte noch mehr Gründe anführen, aber es sinkt zu sehr, und mag darum nicht gern länger darin umrühren!! Das Angeführte hat nur den Zweck, das Gebahren der Regierung den Einwanderern gegenüber begreiflich zu machen. Sie verpflichtet sich, für jede neugegründete Kolonie während der ersten Zeit (7 Jahre, glaube ich) und sobald die festgesetzte Seelenzahl vorhanden ist, einen Seelsorger zu unterhalten, der späterhin mit dem Gehalte von 300—600 Mill und den Stolgebühren bestehen muß. Das ist sehr schön; aber man legt so viele neue Kolonien an, daß die einzelnen vielleicht in einem Jahrzehend die bestimmte Seelenzahl nicht erreichen, also fortwährend ohne Priester bleiben. Ich könnte augen-

blicklich ein halbes Duzend solcher Kolonien namhaft machen, die das berrügte traurige Loos haben. Vielleicht denkt man maßgebenden Orts: die Deutschen sind anständige Leute und haben schnell das portugiesische Loos, da mögen sie sich an die einheimischen Geistlichen halten. Sehr wohl! Nur leidet der gute Rath in der Ausführung an einigen Schwierigkeiten; es ist z. B. kein Spaß (— hierlands —) 7—10 Legoaas weit zum nächsten Pfarrer zu reisen, um, oft genug unverrichteter Sache heim zu kehren. Und dann, — ich will mich so glimpflich ausdrücken, als möglich ist, — dann fällt es dem Deutschen entsetzlich schwer, den Himmelsbalsam der religiösen Tröstungen aus schmutzigen Gefäßen zu schöpfen, die leider keine Raritäten sind. — Es entspräche ebenso sehr der Billigkeit wie dem Interesse der Regierung, jede neue Kolonie mit der Berufung eines deutschen Geistlichen zu beginnen; die dadurch entstehende Ausgabe könnte sehr wohl durch mindere Verschwendung nach andern Seiten hin gedeckt werden. — Aber du lieber Gott! wer nimmt sich der armen Ausgewanderten an, wer bringt ihre diesfälligen Wünsche und Bedürfnisse am betreffenden Orte zur Kenntniß und vertritt selbe? Die Gesandten? die Konsuln? Freiherrn Tschudi und ebenso Herrn von Meuseburg ging die Kunde voraus, daß sie Aufträge in dieser Hinsicht wie Betreffs der Schulen mitbrächten; indeß hat man noch nichts von einem Erfolge verspürt. Ohne Zweifel bewerben sich die Kolonisten selbst nicht kräftig genug, denn sie betrachten es als eine ziemlich ausgemachte Sache, daß von Seite der deutschen Vertretungen nichts zu erwarten sei. Man sollte doch einmal einen Heilversuch machen. An Priestern, die freudig ihren verlassenen Brüdern sich opferten, wäre sicherlich kein Mangel.

Bis aber wirklich dem Uebel abgeholfen wird, muß ich jedem Wanderlustigen mit allem Nachdrucke zurufen: Behandle dich nicht selbst wie ein Stück Vieh! Schließe keinen Kontrakt ins Blaue, entscheide dich für keine Kolonie, wo oder in deren Nähe, d. h. mindestens in einem Umkreise von 6 Legoaas, kein deutscher kath. Geistlicher ist, und besteho darauf, daß dieser Punkt ausdrücklich im Kontrakte ausgenommen werde. Sonst, ich prophezeie es mit traueriger Zuversicht, sonst wirst du es bitter bereuen und gibst deinen Kindern das Recht, auf dein Grab einen Hügel von Verwünschungen zu häufen.

Damit bin ich inbessen noch nicht am Ende meiner Klage. Einer zweiten folgenschweren Rücksichtslosigkeit macht man sich schuldig dadurch, daß man Katholiken und Akatholiken aller erdenklichen Bekenntnisse wie Kraut und Rüben untereinander mengt. Das ist nicht nur nicht gut, sondern sogar sehr schlimm. Der Viehhäuter, dem das nicht einleuchtet, ist ersucht, bloß ein Duzend Nummern der edlen „*Brasilia*“

zu durchlesen; noch belehrender freilich ist's, wenn man ein Jährchen in einer so buntscheckigen Niederlassung lebt. Warum verfährt man so? Ist's unausweichliche Nothwendigkeit? Ganz und gar nicht, es ist pur-lautere Gefühllosigkeit. Dem gegenüber muß ich wiederum warnen: Erkundige dich vorerst nach den Religions-Verhältnissen einer Kolonie und wähle ja keine, die in Bezug auf das Religionsbekenntniß aussieht, wie eine kolorirte Karte Deutschlands; sonst adieu Friede! im Hause und außer demselben. — Uebrigens kann ich die tröstliche, und so weit es in Brasilien überhaupt eine Zuverlässigkeit gibt, zuverlässige Notiz beifügen, daß bei zwei Kolonien in der Provinz Sta Katharina, nämlich der an Itajahi mirim und der eben in Vermessung begriffenen am Rio de Gasparo, die Scheidung der religiösen Bekenntnisse — bei der erstgenannten jedenfalls zu Gunsten der Katholiken — geltend gemacht werden wird.

Miserabel sieht es auch im Punkte der Schulen aus. Erstlich versteht es sich bei der Landmasse der Einzelnen, daß die Grenzer leicht 4—5 Legoaß vom Mittelpunkte weg zu sitzen kommen; dazu nun eine Schule! Wenn überhaupt eine! Und im günstigsten Falle — was für eine?! Natürlich Alles funterbunt untereinander; der Religionsunterricht ist gesetzlich verboten!! Deutsche müssen erst ein paar Jahre die Luft des aufgeklärt sein wollenden Landes athmen, um zum Lehramt tauglich zu sein. Sind jedoch ein paar Portugiesen-Familien dem Koloniebezirke zugetheilt, so bleibt das Amt des „Professor“ selten lange unbesetzt, denn diese Stelle sind wie geschaffen für die guten Landesfinder; sie tragen dem ungeprüften provisorischen Senhor Professor — 400 und mehr Mill Gehalt ein und fordern nur das unbedeutende Opfer, daß er täglich 5 Stunden im Schullofale Cigarren rauche, oder schlafe. Ich kenne eine der bedeutenderen Kolonien, wo der portugiesische Lehrer bei obigem Gehalte 2 Schüler hat, während ihm just vis à vis ein deutscher braver, aber nicht naturalisirter Schulmeister zwei Dugenden für 2 Mill per Kopf und Monat Unterricht erteilt. Kurz, die Verhältnisse hier sind der Regel nach so, daß Vater und Mutter Schulmeister sein müssen.

Nun habt ihr die Schatten- und Lichtseite Brasiliens. Sehe Jeder, wie er's treibe. — Sehe Jeder, wo er bleibe. Und — wer warm sitzt, bleib' daheim!

Die Steuern anbelangend, um ja nichts von Belang zu vergessen, hat Brasilien nicht den geringsten Anspruch auf den Rang eines Kulturstaaates; denn des Herrn Finanzministers Excellenz ist in der Steuertitel-Litanei kaum über das Aegypten hinaus. Belastet sind bloß die Gewerbe und alle Arten von Eigenthumsübertragungen.

Wir können nunmehr zur abgebrochenen Kolonienmusterung zurück-
 kehren. Als allgemeine Regel zum Frommen aller, denen daran gelegen,
 muß ich den Erfahrungssatz voranschicken: Je mehr Gerede eine Kolo-
 nie von sich macht, je häufiger und pomphafter sie in Blättern und
 Büchern herausgestrichen wird, um so weniger zu empfehlen ist sie.
 Das Sprichwort sagt ja: den Klager soll man nehmen und dem Prahl-
 er geben. — Wir können obige Regel gleich an der uns zuerst begeg-
 nenden, weltberühmten, von H. Dr. Avé Lallemand über die Sterne
 erhobenen Kolonie Dona Francisca bestätigt finden. Zwar glaube ich,
 ist das Land im Allgemeinen nicht schlechter, als anderswo; aber die
 übrigen Verhältnisse sind höchst unerquicklich, trotzdem, daß für Pa-
 storen, Schulen und Aerzte gesorgt ist. Die berühmte, vom Königreiche
 Preußen ausschließlich privilegierte Kolonie leidet an Ueberschwenglichkeit
 der „Aufklärung“. Sie scheint von sämmtlichen Abentheurern und
 verunglückten oder verkannten Glückstritern Norddeutschlands als gelob-
 tes Land betrachtet zu werden. Bei so gestalteten Sachen nun läßt sich
 denken, daß es ein „öffentliches Leben“ dort gibt, will sagen: ewige
 Fehden mit der Direktion, mit den Pastoren, mit Unserem Herrgott
 selber; item eine grenzenlos lächerliche Großthuererei, großartige Püder-
 lichkeit und Hungerleiberei. Da zudem die Katholiken in der Minder-
 heit sind, kann ich, selbst im Falle, daß die Lokaldirektion je in die
 Lage käme, den verbrieften Forderungen der Einwandrter gerecht zu
 werden, katholischen Einwanderern nur zuzurufen: Hieher vor der
 Hand nicht! —

Also vorwärts nach Süden! Das nächste Colonisationsgebiet liegt
 zwei gute Land-Tagereisen unterhalb Dona Francisca dem Itajahi ent-
 lang und an einem Nebenflusse desselben, Itajahi mirim. Den Schluß
 landestwärts bildet die Kolonie Blumen u. Dieselbe besteht aber nahezu
 ausschließlich aus Protestanten. — Sämmtliche Katholiken, so in diesem
 Niltthale sesshaft sind, gehören zur portugiesischen Pfarre an der Barre,
 sind also thatsächlich ohne Seelsorge, und werden um Ostern vom ka-
 tholischen Pfarrer von Dona Francisca besucht. Doch muß und wird
 diesem Uebelstande baldigst abgeholfen werden. Am Rio de Gaspar,
 einem Zuflusse des Itajahi grande, wird bereits das Land vermessen zum
 Zwecke einer neuen Ansiedlung, wie ich hoffen darf — für Katholiken.
 Das gibt nun mit Inbegriff der bereits in der Nähe sesshaften Deutschen
 schnell die erforderliche Seelenzahl; und ist für einen deutschen Priester
 gesorgt, so wüßte ich, was Boden und Absatzweg betrifft, keinen empfeh-
 lendwertheren Punkt im Süden. Auch die im letzten Jahre von circa
 300 katholischen Badensern und Rheinländern begonnene Regierungs-
 kolonie am Itajahi mirim (dem kleinen) gelangt zuverlässig noch heuer

zum Rechte auf Schule und Seelforger, und kann demnach, da alle übrigen Bedingungen des Gedeihens vorhanden, mit gutem Gewissen katholischen Auswanderern empfohlen werden. Das sind aber auch die zwei einzigen Stellen in der Provinz Sta Katharina sowohl wie in der noch südlicheren von Rio grande do Sul, die ich einem guten armen Freunde rekommandiren möchte, wenn er durchaus nach Brasilien wollte. Ueberall sonst finden sich die verschiedenen Religionsbekenntnisse unter einander gemengt und durchschnittlich stehen die Katholiken der Zahl nach in der Minderheit. Ich betone dieses wahrlich nicht aus „Kegerhaß,“ sondern aus Haß des Unfriedens, der unausweichlich ist, und wegen anderer Uebel, die man selbst erfahren haben muß, um sie zu würdigen und — keinem Todfeinde an den Hals zu wünschen.

Schließlich will ich noch zum Besten solcher, die sich durch vorstehende Zeilen nicht abschrecken lassen, einen sehr beachtenswerthen Punkt berühren. Welcher deutsche Seehafen ist der empfehlenswertheste Einschiffspunkt? Auf Grund eigener Erfahrung und fremder sehr verlässlicher Mittheilungen kann ich nicht anders, als Hamburg den entschiedenen Vorzug geben. Es liefert den vorzüglichsten Proviant (Hamburger Rindfleisch ist weltberühmt) und fordert gesetzlich Vorräthe auf 13 oder 14 Wochen für ein Auswandererschiff, das nach Brasilien geht. Das Elbewasser ist ferner bekanntlich neben jenem von der Themse das für weitere Seereisen brauchbarste. Ueberhaupt sind mir von den über Hamburg beförderten Einwanderern nicht so viele gegründete Klagen über Verpflegung, Brutalitäten und Schändlichkeiten von Seite der Schiffsmannschaft zu Ohren gekommen, wie von solchen, die über Bremen, namentlich aber über Antwerpen gingen. Uebrigens ist jeder sein eigener Herr. Und nun Gott befohlen! —

Nachtrag.

Uebermorgen reise ich nach Desterro, der Hauptstadt in der Provinz Sta Katharina, und will sehen, ob ich den Präsidenten bezüglich der bessern Regelung für eine künftige Kolonie zu einem bestimmten Entschlusse drängen kann. Am Rio de Gaspar, drei Tagereisen nördlich von meiner Pfarrei, wäre prachtvolles Land. Auch am kleinen Itajahi ist der Boden vortrefflich, doch die Ausfuhr schwieriger, da man von dort auf Rähnen ungefähr drei Tage bis an's Ufer hat. Indes, einen solchen Punkt, wo man alles und jedes nach Wunsch hat, wird man schwerlich finden.

Desterro, 20. Jänner. So eben komme ich vom Präsidenten. Ankommende Tiroler haben das Recht, das Land zu wählen. Bringen sie einen Priester mit, so wird er bestimmt mit 800 Milreis Gehalt angestellt; sonst bin ich bevollmächtigt für einen zu sorgen. Auf feste Anstellung ist sicher zu rechnen.

2 N064

